

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 41

Artikel: Ein Schriftsteller auf der Buchmesse
Autor: Troll, Thaddäus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-613200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Schriftsteller auf der Buchmesse

Beobachtet von Thaddäus Troll

Herr K. ist ein bescheidener Autor, der mit Liebe und Ingrid für einen renommierten Verlag ein Buch geschrieben, sich vom knappen Vorschuss ernährt und das Manuskript mit Hängen und Würgen im April abgeliefert hat, damit es rechtzeitig zur Buchmesse herauskomme. Weil es ein recht kritisches Buch ist, verspricht sich Herr K. keinen spontanen Erfolg davon. Um so überraschter ist er, als ihm der Verlag im August mitteilt, man werde es in einer knapp fünfstelligen Erstauflage herausbringen, und ihn ein bekannter Buchhändler, der die Korrekturfahnen gelesen hat, anruft und zuversichtliche Worte über sein jüngstes Werk an ihn richtet. Die Tatsache, dass ihn sein sonst recht sparsamer Verlag sogar auf die Buchmesse nach Frankfurt einlädt, lässt sein Erstaunen nur noch wachsen.

Er ist zum erstenmal bei dieser Veranstaltung, findet sich auf dem literarischen Jahrmarkt nur schlecht zurecht und entdeckt mit einiger Mühe den Stand seines Verlags. Dort sind ein halbes Dutzend Damen und Herren, die sonst immer Zeit für ihn haben, in hektischer Unruhe mit Interessenten im Gespräch. Man setzt Herrn K. in eine Ecke des Standes, kauft sich mit einem zu süßen Sherry bei ihm frei und empfiehlt ihm, sich umzusehen.

Das tut er. Unter den zwölf aufliegenden Neuerscheinungen entdeckt er sein Buch. Ihm ist zumute wie einer Mutter, die zum erstenmal ihr Kind erblickt. Freudig bewegt nimmt er es in die Hand, streichelt den glatten Schutzumschlag in geschmackvoll gedeckten Farben, liest auf dem olivgrünen Leinwand seinen Namen, schlägt auf und findet zu seinem Erstaunen nur leere Seiten. Ein Herr vom Verlag tröstet ihn. Da das Buch doch nicht ganz rechtzeitig ausgeliefert werden könne, habe man zunächst einmal einen Blindband hergestellt, aber alle grossen Buchhändler und die bedeutendsten Rezensenten seien mit Fahnenabzügen versorgt und könnten das Buch schon im voraus lesen.

Herr K. schaut sich um und findet in seinem Rücken grossformatige Porträts bedeutender

Kollegen und photogener Kolleginnen. Eine Dame mit klangvollem Namen ist darunter, die einen so dicken Roman gewagt hat, dass man ihn nicht einmal zum Lesen mit ins Bett nehmen kann. Herr K. weiss: Bei der Buchmesse gibt es für jeden Verlag drei Klassen von Neuerscheinungen. Zunächst die, von denen man sich keinen Erfolg verspricht. Dann die, deren Erfolgs man ziemlich sicher ist. Für beide Gruppen ist der Verlag bereit, viel zu tun. Und schliesslich die dritte Gruppe: Bücher, von denen man nicht recht weiss, wie sie einschlagen werden; unsichere Kantonisten, die in den Ramsch oder in Bestsellerlisten zu gelangen haben. Herr K. erkennt bald, dass sein Buch in die dritte Gruppe gehört. Er stellt darüber hinaus fest, dass auf der Buchmesse der, der Bücher verkauft, wichtiger ist als der, der Bücher schreibt. Dieser hat seine Vorarbeit getan, man braucht ihn höchstens noch zur Staffage.

Ein unscheinbarer Kunde, der aussieht, als betreibe er den Bahnhofskiosk in Kreiensen, interessiert sich für Herrn K.s Buch. Man macht ihn mit dem Autor bekannt. Der macht nicht allzuviel Wesens von seinem Werk. Er sagt, er habe noch viel zu wenig Abstand davon, um sagen zu können, ob es gelungen sei; er hätte noch gern ein paar Monate daran gearbeitet. Die Herren des Verlags hören solche Selbstbescheidung mit Missbehagen. Sie machen Herrn K. klar, er habe mit dem bedeutendsten Buchhändler Niedersachsens gesprochen, und es sei auf der Buchmesse nicht üblich, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Herr K. merkt sich das und bemüht sich aufwendig um einen anderen Interessenten, der den Schutzumschlag mit nassem Finger prüft, mit dem Nagel über den Einband kratzt, leere Seite um leere Seite umblättert und sich einen Fahnenabzug des Inhalts geben lässt. Herr K. ist überzeugt, dass dieser Herr noch viel bedeutender sei als der niedersächsische Buchkönig, aber man erläutert ihm später, es habe sich um den Inhaber einer Leihbücherei in Hitzacker gehandelt, der sich überlege, ob er seine Bestände um ein Exemplar

des K.schen Werkes aufstocken wolle.

Nach diesen messepsychologischen Niederlagen begibt sich Herr K. auf die Wanderschaft durch die Messehallen. Von Kameraleuten wird er auf Tauglichkeit gemustert und für zu leicht befunden. Ein Vollbart überreicht ihm ein hektographiertes Informationsblatt für Fernsehen, Funk und Presse mit einem genauen Fahrplan, wo und wann der extreme Studentenring heute spontan demonstriere. Ein Funkreporter hält ihm ein Mikrofon vor den Mund und fragt ihn, wie er die diesjährige Buchmesse, verglichen mit der letztjährigen, finde. Als Herr K. bekennt, er sei nur Schriftsteller und zudem das erstemal hier, lässt der Reporter geringschätzig von ihm ab. Herr K. betrachtet die Besucher. Er findet, dass hier viele gutaussehende Menschen, viele sympathische Köpfe zusammengekommen sind. Er sieht auffallend hübsche Mädchen, die beweisen, dass sie sich nonkonformistisch nicht an die Mode halten, indem sie sie extrem übertreiben.

Herr K. wird von den Besitzern kleinerer Stände zuweilen erkannt und zu scharfen Getränken oder Kaffee eingeladen. Man schlägt ihm vor, eine Parodie auf die Sexwelle zu schreiben, und als er meint, das könne man nur mit einem Supersexbuch tun, sagt man ihm, genau das sei das Richtige, und Sex über Siebzig sei überhaupt der letzte Schrei. Herr K. stellt beruhigt fest, dass ihm für dieses Buch noch Zeit bleibe. Er begrüsst einige namhafte Verleger, die jedoch so beschäftigt sind, dass sie, sonst gern zum Gespräch bereit, ihn mit Floskeln wie «Bis später!» oder «Rufen Sie mich doch mal an!» abtun. Er besucht den Stand eines Verlags, zu dessen Städteanthologie er einen wesentlichen Beitrag geliefert hat. Als er sich zu erkennen gibt, behandelt man ihn wie einen Wilddieb, der in einem Jägerverlag vorspricht. Ein als Gammler verkleideter adretter junger Mann singt ziemlich linksextreme Lieder und begrüsst Herrn K. überschwänglich, weil er ihm einst bei einem Folksongwettbewerb im Funk zum Durchbruch ins Establishment verholfen habe. Herr K. bekommt viele

Einladungen: zur Verspeisung einer Chinesin, zu einer Lesung von Computerlyrik, ins schlechteste Theater der Welt, zu einem Read-in der radikalen Mitte, zu extraordinären Pressekonferenzen.

Die Zahl der ausgestellten Titel ist so gross, dass Herr K. mit seinem bescheidenen Werk auf ewig unbekannt zu bleiben fürchtet. Solch düstere Gedanken wälzend, sieht er sich plötzlich im Mittelpunkt einer Demonstration, als sei er in einen Taifun geraten. Neben ihm werden Zeitungen zerfetzt, ein Sprechchor verlangt, dass man irgend jemanden in die Fresse hauen soll, was sich auf Presse reimt, in die Menge eingekleilt sieht sich Herr K. plötzlich zu einem Sitzstreik mitgezwungen und blickt einer drohenden Phalanx von finstern blickenden Polizisten ins Auge. Glücklicherweise bietet sich nach wenigen Minuten ein anderes Anti zur Demonstration an, und Herr K. kann sich aus der Masse freischwimmen.

Er rettet sich in den Stand einer ranken Verlegerin, mit der er bisweilen literarischen Umgang pflegt. Sie fordert ihn auf, ein Kochbuch für Kannibalen zu schreiben. Denn nur das Extravagante habe eine Chance, noch bemerkt und gekauft zu werden.

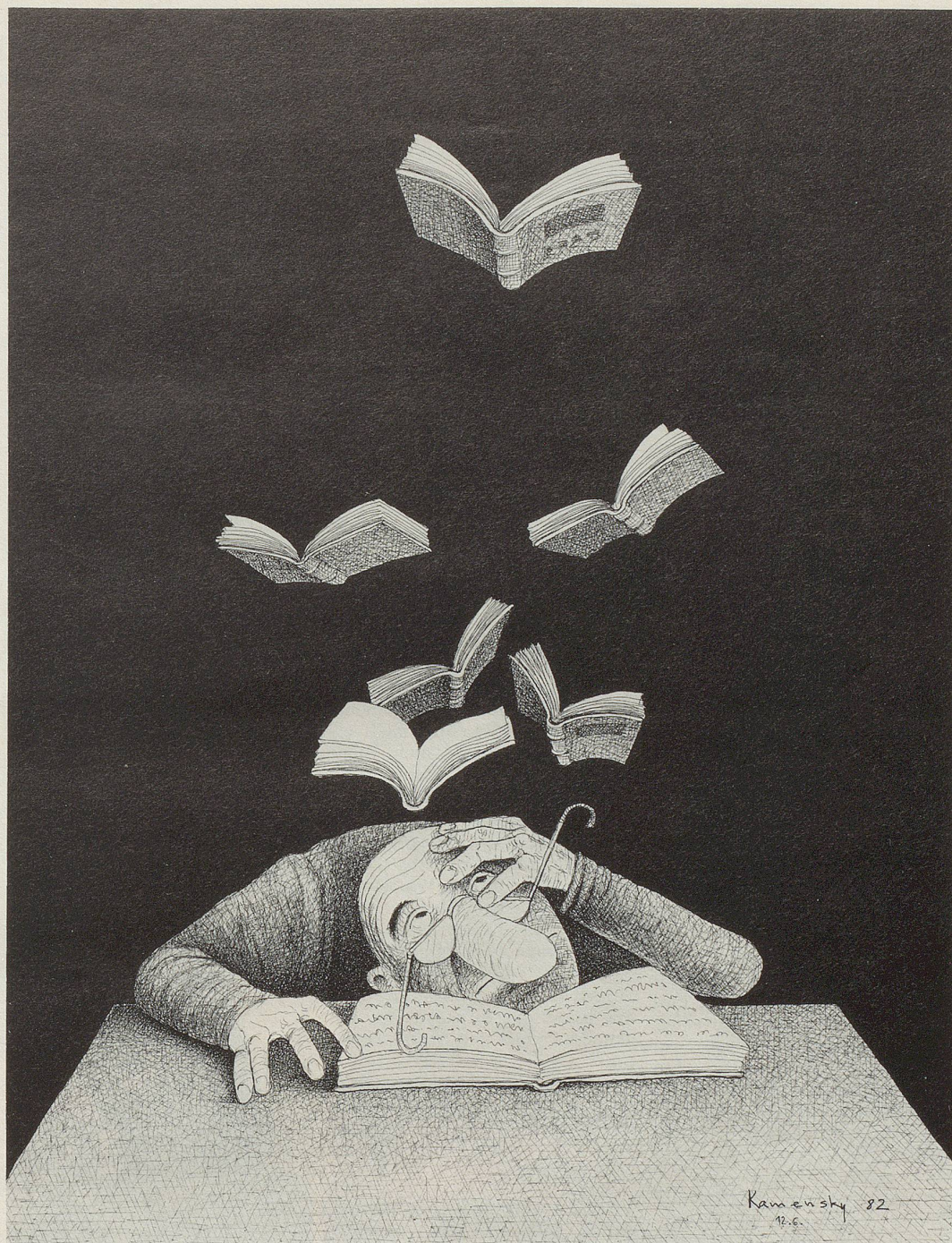
Während solchen Gesprächs erscheint ein laufender Bote seines Verlags. Herr K. kommt sich wie bei einem Seitensprung ertappt vor. Mit leisem Vorwurf wird ihm erklärt, man suche ihn schon lange, denn das Fernsehen sei gerade am Werkeln. Herr K. schlägt sich durch eine Menschenmenge zu seinem Verlag durch, wo eben ein bedeutender Kritiker, der das Stroh wachsen hört, ziemlich viel über sich selbst, über den Buchmarkt und über die gesellschaftsverändernde Funktion der Buchmesse vor der Kamera ins Mikrofon spricht. Die Buchmesse sei ein Ort des Gesprächs mit Verlegern und Buchhändlern, auch mit Autoren, die leider viel zu selten zu sehen wären. Herr K. bestätigt dies mit einem Kopfnicken, während die Kamera für einen Augenblick auf ihn schwenkt, worauf der bedeutende Kritiker in seinem Monolog über die Not-

wendigkeit des Gesprächs fortfährt.

Herr K. sitzt wieder im Stand herum, ist den jungen Damen beim Suchen nach allerlei versteckten Gegenständen im Weg und fragt schliesslich schüchtern, ob er sich noch ein bisschen entfernen dürfe. Ja, aber er solle jederzeit erreichbar sein. Herr K. weiss jetzt, dass der anwesende Autor störend, der abwesende aber wichtig ist, und schlägt vor, ihn an einer langen Leine, mit der man ihn jederzeit zum Stand zurückziehen könne, laufen zu lassen. Mit nachsichtigem Lächeln nimmt man den Scherz hin und stellt fest, die Autoren hätten es gut. Mit Hilfe ihrer übertriebenen Vorschüsse könnten sie es sich sogar erlauben, bei der Buchmesse Allotria im Kopf zu haben. Ob Herr K. nicht endlich ein heiteres Buch über die Messe schreiben wolle?

Drei Tage weilt Herr K. in Frankfurt und wird jeden Morgen im Hotel dringlich gefragt, ob er noch nicht abreise. In guten Restaurants muffeln ihn unwillige Kellner an, alle Tische seien besetzt; in schlechten Kneipen serviert man ihm lauwarme Würstchen. Da und dort an den Ständen zu alkoholischen Getränken eingeladen, befindet er sich in einem Zustand ständiger leiser Trunkenheit, die ihn die Flut der Titel, die ihn überschwemmen und die nur zu einem winzigen Teil zu lesen ein Leben nicht ausreichte, mit Fatalismus ertragen lässt. Analphabet müsste man sein oder wie jener grosse Mann einen Stab von Leuten haben, von denen man lesen lässt, was einen interessiert. Herr K. stellt fest, dass der Erfolg eines Buches keineswegs allein von der Leistung des Autors und vom Wohlwollen des Lesers abhängig ist. Er empfindet die Wichtigkeit der Zwischenstufen, der Hürden, die ein Buch zu nehmen hat und die es nicht ohne das Geschick des Verlags, das Interesse der Rezensenten, die Neugier von Funk und Fernsehen, das Vertrauen der Buchhändler und die Sympathie der Buchhändlerinnen zu nehmen imstande ist. Er erkennt, dass ein neues Buch auf der Messe nur ein winziges, kaum vernehmbares Stimmchen im Geschrei der -zigtausend Titel ist und geringe Chancen hat, sich in einer Bestsellerliste, von lauter Publicity emporgedröhnt, bemerkbar zu machen, ja dass es nur einem Bruchteil dieser Bücher gelingen könnte, die untere Rentabilitätsgrenze für den Verlag oder gar für den Autor zu erreichen.

Gegen solche düsteren Erkenntnisse lässt sich Herr K. noch ein Glas geben.



Das reiche Schweizerland

Gesehen und gelesen:

Auf einer Ferienreise in Bayern blättere ich zufällig und irgendwo in einer Sommernummer der «Bunten».

Grossartige Flugaufnahmen von Matterhorn, Aletschgletscher und auch Morcote. Gefreute Werbeseiten, wenn nicht der minder geistreiche Kommentar aus der Mottenkiste in Grossschrift darunter stände: «Wenn

Fremde durchs Land ziehen, wird manches Volk bettelarm. Die Schweiz jedoch wird seit Jahrtausenden immer reicher. Kriege vermeiden, Käse herstellen, das konnten die Schweizer am besten.»

Gedacht:

Schade, dass man die grossen Mercedes mit dem D nicht vor den Villen in Morcote erkennen kann. Oder gehören die «bescheidenen Häuschen» vielleicht schweizerischen Grosskäsern?

A. Schweizer

Der Neureiche verlangte, dass man seinem Sohn eine Fremdsprache beibringe. «Welche, bitte?» fragt der Sprachprofessor. «Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Russisch ...?»
Der Reiche griff sich eine teure Zigarre, biss die Spitze ab und fragte: «Welche ist die fremdeste?»